



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Die Mutter des Missionars.

---

### Die Mutter des Missionars.

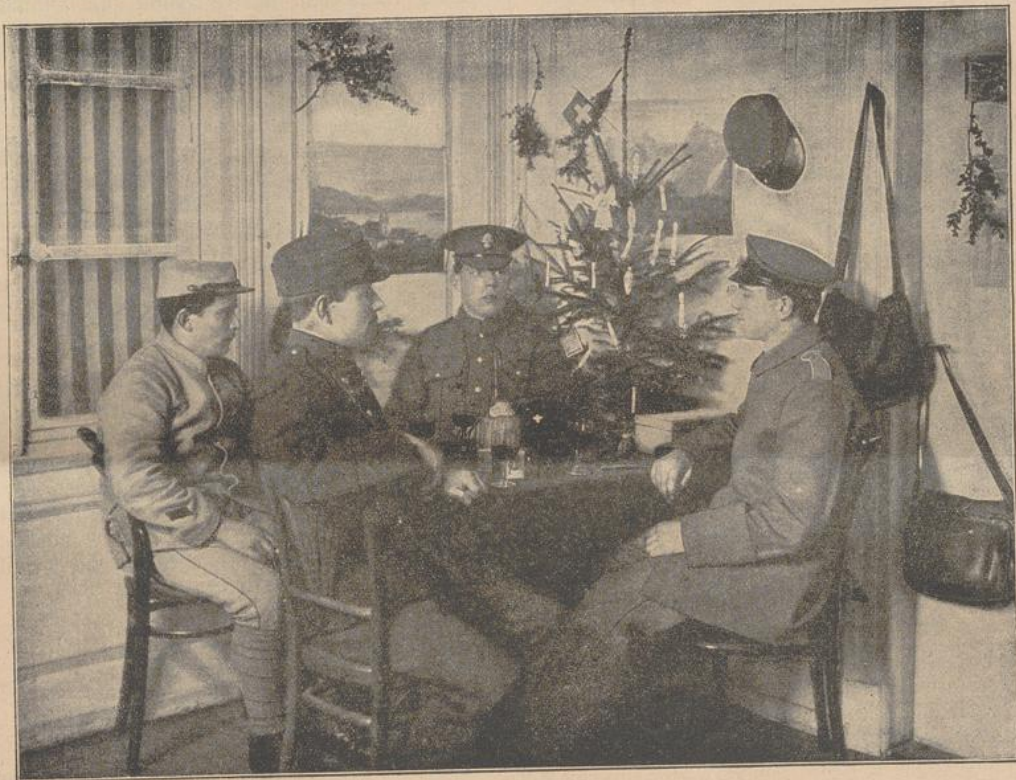
Der greise Dechant hat eben seine Danksgang nach der hl. Messe beendet. Die Andächtigen, die dem hl. Opfer beigewohnt haben, sind schon alle mit Gottes Segen zu ihren täglichen Arbeiten gegangen.

Nur ein altes Mütterlein kniet noch drüben vor dem Bild der schmerzhaften Mutter. Im Vorbeigehen betet der Priester noch ein Ave in der Meinung der armen Witwe. Er weiß wohl, warum sie noch da kniet, und so empfiehlt er sie der Trösterin der Betrübten.

Die Witwe S. war vor zwei Jahren in die Pfarrei gezogen und wohnt nun ganz still und abgeschlossen in einem Häuschen nahe bei der Kirche. Allmählich erst hat

wie eine verkehrte Welt. Sie wissen eben nicht oder vielleicht können sie es nicht begreifen, daß damit der sehnlichste Wunsch des Mutterherzens erfüllt war, und daß die regelmäßigen Briefe aus China ihr einen Trost bringen, den gar nichts in der Welt erleben kann.

Auf dem Frühstückstische im Pfarrhaus liegt heute ein Brief mit einer chinesischen Freimarkte. Und gar ein bischöfliches Siegel! Die Hand des ehrwürdigen Dechanten zitterte ein wenig, als sie das Siegel bricht. Bei den ersten Zeilen wächst seine Erregung sichtlich. Der Brief berichtet in aller Kürze über einen jüngst ganz plötzlich entstandenen Volksaufstand in der Nähe von Peking, bei dem der Missionar S. als einziges Opfer der fanatischen Wut des heidnischen Böbels gefallen sei.



Saage, Weinga-Neudirk, Koblaartenstraße 14.

#### Weihnachtsfrieden in der Schweiz.

Drei Kriegsinternierte, ein Deutscher, ein Engländer und ein Franzose, mit einem neutralen Schweizer Soldaten unterm Weihnachtsbaum.

Phot. Ric. Alti.

man erfahren, daß drei ihrer Kinder noch leben. Ihr ältester Sohn ist fast verschollen. Die spärlichen Nachrichten über ihn sind schlimmer als gar keine; beinahe möchte man meinen, die Todesnachricht müsse einmal wie eine Erlösung kommen von all den Sorgen seinetwegen. Ihre einzige Tochter hat eine „sehr gute Partie“ gemacht. Sie ist nach Amerika gezogen und hat ihrer Mutter nie mehr geschrieben.

Die Leute haben aufrichtiges Mitleid mit der armen Frau. Ihre Kinder, so sagt man, hätten wirklich unrecht an ihr getan. Aber Eltern müßten eben oft mit solchem Undank rechnen. Was jedoch viele garnicht verzeihen wollen, ist, daß der jüngste Sohn der Witwe als Heidenmissionar ins Ausland ging. Und sie selbst hat ihm gar ihren Segen dazu gegeben. Das scheint jenen Leuten

Die Schwestern und ihre Heidentöchter, auf die man es sonderbarer Weise abgesehen hatte, seien nur dadurch gerettet worden, daß es dem Pater S. gelungen sei, die betörten und ergrimmtten Massen zurückzuhalten, bis die Polizei militärische Verstärkung erhalten habe. Für ihn selbst war die Hilfe zu spät gekommen. Er war eines echten Heldentodes gestorben, gekrönt mit dem Doppel-martyrium des christlichen Glaubens und der christlichen Liebe.

Die milden Augen des greisen Dechanten leuchten vor Verwunderung für den starken Mut seines jüngeren Bruderpriesters: gewiß, ein wahrer Heldentod! Aber, so fragt er sich gleich darauf voll Sorge und Mitleid, wie wird das Mutterherz der armen Witwe diese Todesbotschaft aufnehmen? Gar oft fahren seine Finger

durch die Silberlocken, und erst gegen Abend ist der Dechant im Gebete vor der Schmerzengruppe zu einem Entschlusse gekommen. Schnell macht er sich auf, um der Mutter des Missionars von Herzen — Glück zu wünschen. Nachher erklärt er, wozu er ihr das Glück zu wünschen gekommen sei. Und er hat sich nicht verrechnet. Wie für einen Augenblick verklärt steht sie da und — dankt ihm. Darauf versagt dem Priester die Stimme. Mit einer stummen Verbeugung vor der Mutter des Märtyrers verabschiedet er sich; und auf dem Heimweg betet er immer wieder den Vers des Ledeums: *Te Martyrum candidatus laudat exercitus* — „Dich preiset, o Gott, der Märtyrer Heer im Lichtgewand!“

Am selben Abend noch kniet die Witwe wieder vor dem Bilde der Königin der Märtyrer. Hier spricht Mutterherz zum Mutterherzen, und wie nie zuvor verstehen sie sich. Hat die liebe Gottesmutter ihren Sohn dahingegen zum Heile aller Menschenkinder, darf nicht auch sie da hoffen, daß Gott ihr den Verschollenen wiedersehen werde um dieses ihres besten Sohnes willen, in dessen Lebensopfer sie so ganz von Herzen eingewilligt hat?

Unter dessen hat der gute Dechant, von einem ähnlichen Gedanken befeelt, schon seine Nachforschungen begonnen, um die Adresse des ältesten Sohnes der Witwe ausfindig zu machen. In seinem Briefe an ihn macht der Priester keine Vorwürfe. Er fordert nichts und bittet um nichts, er läßt ihn nur wissen, was für einen Bruder und was für eine Mutter er habe.

Das wirkt. Gines Tages kommt ein Neugier zu ihm in den Beichtstuhl: es ist der verlorene Sohn der guten Witwe. Nach der Beichte und der hl. Kommunion gibts ein fröhliches Wiedersehen, der ehrwürdige Dechant selber führt den wiedergefundenen Sohn der Mutter zu, da sie eben vor dem Bilde der schmerzhaften Gottesmutter betet.

(„Weltmission der kath. Kirche.“)

## Der Weihnachtsabend.

Von Christoph von Schmid.

An dem heiligen Abende vor dem Weihnachtsfeste wanderte der arme Anton, ein Knabe von acht Jahren, noch durch die schneebedeckte Gegend hin. Der arme Kleine hatte seine blonden Locken, die von der Kälte angeduftet waren, noch mit dem leichten schwarzen Strohhute vom letzten Sommer her bedeckt, seine beiden Wangen glühten hochrot von Frost. Er war nach Soldatentart gekleidet, und hatte eine niedliche scharlachrote Husarenjacke an. In der Rechten führte er einen dicken Stiefen von Schlehorn, und auf dem Rücken trug er ein kleines Reisbündelein, in dem sich all sein Hab und Gut befand. Er war aber fröhlich und guter Dinge, und hatte an der schönen, weißen Winterlandschaft umher und an den bereiften Hecken und Gesträuchen am Wege seine herzliche Freude. Indes ging die Sonne glutrot unter. Die angedufteten Halme und Zweige umher stimmerten wie mit rötlichen Fünkeln bestreut und die Gipfel des nahen Tannenwaldes strahlten im Abendgolde.

Anton dachte das nächste Dorf, das jenseits des Waldes lag, noch leicht zu erreichen, und ging mutig in den dichten, finstern Wald hinein. Er hoffte in dem Dorfe gute Weihnachtsfeiertage zu bekommen; denn er hatte gehört, die Bauern dort seien sehr wohlhabende und gutherzige Leute. Allein er war noch keine Viertelstunde gegangen, so kam er vom rechten Weg ab, und verirrete sich

in die wildeste Gegend des rauhen, bergichten Waldes. Er mußte fast beständig durch tiefen Schnee waten, und einige Male versank er beinahe in Gruben und Schluchten, die unter dem Schnee versteckt waren. Die Nacht brach ein und es erhob sich ein kalter Wind. Wolken überzogen den Himmel und verdunkelten jedes Sternlein, das durch die schwarzen Tannenäste funkelte. Es ward sehr finster und fing aufs neue an heftig zu schneien.

Der arme Knabe fand keine Spur mehr von einem Wege, und wußte nicht mehr wo an und wo aus. Müde vom langen Umherirren vermochte er nicht mehr weiter zu gehen. Er blieb stehen, zitterte vor Frost, und fing an schmerzlich zu weinen. Er legte sein Wanderbündelein in den Schnee, kniete daneben nieder, nahm seinen Hut ab, erhob seine starren Hände zum Himmel, und betete unter heißen Tränen: „Ach du lieber Vater im Himmel! Ach laß mich doch nicht in diesem wilden Walde, in Nacht und Frost umkommen. Sieh, ich bin ein armes Waislein, und habe keinen Vater und keine Mutter mehr! Ich habe niemand mehr als dich! Aber du bist ja der Vater aller armen Waisen. O laß mich nicht erfrieren; erbarme dich deines armen Kindes! Es ist ja heute die Nacht, in der dein lieber Sohn zur Welt geboren wurde. Um seinetwillen höre mich! Ach laß nicht eben in der Nacht, da sich alle Welt über die Geburt des göttlichen Kindes freut, mich armen Knaben hier einsam im Walde sterben.“ Er legte sein müdes Haupt auf sein kleines Bündelein, und schluchzte und weinte bitterlich.

Aber hoch — da erklang es mit einemmale seitwärts von der Höhe herab, lieblich wie Harfentöne, und ein wunderhübscher Gesang erhob sich und hallte von den Felsen nieder. Dem Knaben war es nicht anders, als hörte er die heiligen Engel Gottes singen. Er stand auf, horchte und faltete die Hände. Der Wind hatte sich gelegt, und kein Lüftchen regte sich. Unausprechlich lieblich erklang der Gesang in der tiefen nächtlichen Stille des Waldes. Jetzt vernahm er deutlich die Worte:

D sei getrost in jeder Not,  
Denn sieh, den liebsten Sohn hat Gott  
Zum Heiland dir gegeben!  
Auf ihn vertrau' und fasse Mut,  
Was schlimm ist, macht er wieder gut;  
Er liebt dich wie sein Leben.

Jetzt war wieder alles still; nur klangen noch wie ein leiser Widerhall einige sanfte Harfentöne nach. Dem guten Anton wurde es wunderbar um das Herz. „Ach,“ jagte er, „so muß es den Hirten zu Bethleem gewesen sein, als sie in jener heiligen Nacht den himmlischen Gesang vernahmen. Ich will wieder frischen Mut fassen und fröhlich sein. Sicher wohnen gute Menschen in der Nähe, die sich meiner annehmen; denn ich hoffe, daß sie nicht nur so schön singen, wie Engel, sondern auch so gut und freundlich gesinnt seien, wie die Engel!“

Er nahm sein Bündelein, und ging die Anhöhe hinauf, der Gegend zu, woher er den lieblichen Gesang vernommen hatte. Kaum war er einige Schritte durch das Gebüsch gegangen, so glänzte ihm ein heller Lichtstrahl entgegen, der sogleich wieder verichwand, über eine Weile aber wieder erschien, dann wieder auf einige Augenblicke verschwand, dann wieder heller glänzte, und so wechselweise. Anton ging freudig vorwärts, und kam an ein Haus, das einsam im Walde stand. Er klopfte zweimal an der Haustür, aber niemand antwortete ihm. Er versuchte nun, die Türe zu öffnen; sie war nur mit der